

Wer den Reisebericht über unsere Dänemark-Frankreich-Fahrt gelesen hat, weiß schon, dass wir manchmal Pläne machen, nur um dann irgendwie doch ganz woanders zu landen. Für das Jahr 2012 hatten wir eine Reise mit den Hurtigruten geplant. Hurtigruten- Kenner wissen es, das ist eine ehemalige Postschifflinie, die enorm viele norwegische Hafenstädte anfährt. Norwegen in Skandinavien. Polarkreis und so, Sie wissen, was ich meine. Von Bergen bis nach Kirkenes kann man mitfahren, wenn man will. Und wenn nichts dazwischen kommt. Warum wir schließlich erst in New York landeten - ja, New York in den USA - und dann auch noch tausende Seemeilen weiter südlich einige karibische Inseln besuchten, erfahren Sie hier.

### **Reisebericht New York- Karibik 3.3. bis 17.3.2012, Celebrity Silhouette**

#### **An- und Abreise**

Kennt jemand das Gefühl, am Abend eines langen Reisetages in das letzte von vielen verschiedenen Verkehrsmitteln einzusteigen, nämlich in jenes, welches einen am endgültigen Reiseziel absetzen wird, und sich dabei zu fragen, wann denn nun endlich mal etwas schief geht? Bei uns war dieses letzte Verkehrsmittel des ersten Reisetages der Shuttlebus „Olympia Express“, der uns vom Flughafen Newark im Bundesstaat New Jersey zu unserem Hotel nach Manhattan/New York brachte. Bis hier hin, bis vor das Terminal B, hatten wir es ohne Panne geschafft. Kein Flieger war zu spät irgendwo gestartet, keinen Anschlussflug verpasst, unser Gepäck war mit uns in die USA eingereist, der Beamte der Heimatschutzbehörde hatte uns einen angenehmen Aufenthalt gewünscht, im Flieger saßen die wenigen weinenden Kinder weit genug von uns weg, kein Störenfried in den Reihen vor oder hinter uns. Nichts. Absolut gar nichts. Uns beschlich tiefste Verunsicherung. Getreu dem deutschen Hellseherinstinkt „Geht nicht, gibt's nicht – irgendwas muss schief *gehen!*“ saßen wir mit nachdenklich gekräuselten Oberlippen in eben jenem Bus. Und erlebten – nichts.

Wenn man denn die gleißende Skyline von Manhattan als Nichts bezeichnen darf.

Beide Hinflüge, also Dresden- München und später dann München-Newark wurden von Lufthansa mit dem gewohnt guten Service durchgeführt. Nur dass neun Stunden eben neun lange Stunden werden, wenn man in so einer Röhre über dem Atlantik hockt. Dank einiger netter Hinweise von erfahrenen Langstreckenfliegern, nutzten wir die relativ nah gelegene Treppe zu den Toiletten für regelmäßige Lockerungsübungen. Ansonsten halfen uns Musik, Bilder, Zeitungen, Schlafen und Wolken gucken. Das war überhaupt das Schönste während des endlosen Sitzens. Denn Wolken werden niemals langweilig. Ich habe unterwegs die tollsten Landschaften aus Watte entdeckt. Da waren tiefe Canyons, spitze Kegel, kreisrunde Trichter, die aus Treibsand zu bestehen schienen, da waren jede Menge Tiere. Ja, im Ernst! Ich habe ein träumendes Krokodil gesehen, eine Katze, ein Schwein. Ein ganzer Zoo. Kurzum, die Anreise erfolgte tagsüber, daher landeten wir zur besten Dinnertime in Amerika. Als der Bus schließlich am Port Authority an der 42. hielt und es war immer noch nichts schief gegangen, da schließlich resignierten wir.

Die Abreise? Tja, wie soll ich das jetzt erklären? Wir erreichten unseren Heimflug, der ebenfalls wieder in Newark startete, pünktlich. Das war aber auch nicht schwer, denn unser Schiff legte morgens in Cape Bayonne an und der Flieger startete abends kurz vor halb zehn. Dieser landete dann selbstverständlich überpünktlich in München, wir erreichten unseren Anschlussflug, in Dresden warteten neben dem bestellten Taxi auch unsere Koffer auf uns ....Reisen muss nicht anstrengend sein.

Der Rückflug war ein Overnight, und das war auch gut so. Denn nach 12 Tagen auf See, einem anschließenden St-Patricks-Day in Manhattan und einem Shoppingmarathon in letzter Minute, hatten wir uns nun wirklich etwas Schlaf verdient. Und auch das hat, raten Sie, reibungslos geklappt. Es ist mir ja selbst schon peinlich, glauben Sie mir.

Aus Gründen, die nur mein Mann verstanden hatte, dauerte der Rückflug nur 7,5 Stunden. Was ich aber als ausgesprochen angenehm empfand, da es mich nun doch mit aller Macht nach Hause zog. Zu unseren Katzen.

## **Das Schiff „Silouette“ /Reederei Celebrity**

Natürlich wussten wir, dass wir auf einem *großen* Schiff die nächsten 12 Tage verbringen würden. Und natürlich wussten wir nach knapp anderthalb Tagen in New York auch, was Amerikaner unter „groß“ verstehen. Aber als uns dann der Bus vom Einschiffungsterminal zur Pier brachte, glaubten wir es auch.

Da lag sie. Die Celebrity Silhouette. Ganz strahlend, ganz allein, ganz still. Sieht man mal von dem Bienenstock in ihrem Bauch ab.

Schon während des Wartens vor dem Check-In Schalter fragten wir uns, wohin in Gottes Namen die Leute alle wollten! Doch nicht etwa auf „unser“ Schiff? Huch, da rutschte es uns schon zum ersten Mal über die blauen Lippen (4°C Außentemperatur, da half auch die strahlende Sonne nicht). Das verückte „unser Schiff“. In den nächsten Tagen sollten wir das mit absoluter Selbstverständlichkeit sagen und denken.

Also, wie sollten diese tausende Menschen alle auf das eine, unser! Schiff passen? Ganz einfach. Es war GROSS! Das spürten wir schon während der ersten Fahrt in einem der Panoramalifte. In diesen wurden wir auf Deck 2 freundlich hineinbugsiert, uns wurde erklärt, dass der Lift jetzt bis auf Deck 14 fährt - und ab die Touristen-Post. Warum das 14. Deck? Ganz einfach: Herzlich Willkommen im Oceanviewcafé, ihrem freundlichen Büffetrestaurant für alle und auch die verpassten Gelegenheiten. Am Einschiffungstag wurde hier der Begrüßungslunch gereicht und alle, alle kamen sie. Saßen da mit Handgepäck und tellerrunden Augen, lauschten auf die ersten Gesprächsfetzen rechts und links, spähten mit vollem Mund zu den Desserts und verschluckten sich zum ersten Mal am teuflisch heißen Kaffee.

Uns gefiel die Einrichtung auf Anhieb. Eine Mischung aus ultramodern und siebziger-Jahre Farbgebung. Fröhlich, heiter, unkompliziert.

Die Fahrt in besagtem Panoramalift erlaubte uns denn auch gleich einen ersten Blick auf diesen Baum!! Mitten in dieser, tja, wie nennt man einen Raum, der so hoch ist wie 10 Decks - Kuppelhalle? Atrium? Also, da steht ein Baum. Nein, er steht nicht, er hängt. Nein, auch falsch. Er steht ja in einem riesigen Kübel. Mit Erde. Aber dieser Kübel hängt mitten in der zentralen Halle. Es gibt Fotos davon,

wenn Sie es mir nicht glauben, und nein, es ist keine Montage. Aber das ist ja noch nicht genug des Größenwahns. Dieser Baum ist ein Fikus. Jaaahhh! Meine Damen, wir alle kennen diesen hinterhältigen Wohnzimmerschmarotzer. Genau, der krüppelige kleine Mistkerl, der sofort alle seine Blätter von sich wirft, wenn auch nur ein einziges, winziges Lüftlein um seine krummen Zweige schwirrt. Oder wenn das Tageslicht plötzlich zu wenig oder zu viel ist. Oder wenn das Gießwasser plötzlich zuviel oder zu wenig Dünger enthält. Oder wenn negative Weibräischens in der Luft hängen. Oder wenn der Lieblingsverein abgestiegen ist. Oder ...wasweißich. Und entgegen aller verzweifelten und sorgfältig zurecht gelegten Begründungen, warum so eine Staude zu Hause regelmäßig in die ewigen Pflanzengründe aufsteigt, steht da ein Exemplar einfach so im Bauch dieses Ozeanriesen. Wackelt mit den Zweigen, wenn das Schiff wackelt, lässt Sonnenschein durch seine zahlreichen grünen Blättchen sickern, wenn es von ganz oben in den Schacht fällt und winkt jedem vorüberrauschenden Lift gleich bleibend schön hinterher. Unverschämtheit! Nein, er ist nicht künstlich! Wenn ich es Ihnen doch sage!

Aber auch die restlichen Decks und Räumlichkeiten des Schiffes haben uns echt begeistert. Überall gab es etwas zu sehen. Sich an Bord zu orientieren ist ganz leicht. Dank dieser enormen Kuppelhalle, Sie wissen schon, die mit dem Baum, die sich mittschiffs befindet. Von den dortigen Fahrstühlen waren die Wege bis zum Bug oder Heck gleich lang, gleich interessant, gleich abwechslungsreich. Bibliothek, i-Lounge, viele, viele und noch mehr Shops, das Casino, Restaurants und Cafés, Bars, ein Fotostudio, eine Disco. Wir erkundeten am ersten Tag die Decks 14 bis 7, in dieser Reihenfolge von oben nach unten. Warum? Weil wir wie erwähnt zur Einstimmung auf Deck 14 ausgesetzt wurden, und weil es bereits kurz nach 13.00 Uhr hieß „Kabinen frei!“ Und unsere Kabine befand sich Deck 7. Da die Fahrstühle nach dieser fulminanten Eröffnung via Lautsprecher von Amerikanern geflutet wurden, die bis an die Räder ihrer rollenden Sessel bewaffnet waren (mit Taschen und Gehhilfen), gingen wir zu Fuß. Das ergab bereits weitere erstaunliche Einblicke in dieses Verkehrsmittel. So entdeckten wir, in der Kuppelhalle stehend, das Pooldeck über unseren Köpfen. Das befindet sich auf Deck 15, aber Dank riesiger Glasscheiben, die ich ganz bestimmt nicht putzen möchte, konnte man morgens auf dem Weg zum Frühstück schon den armen Verzweifelten beim Joggen zuschauen. Der Joggingparcour erstreckt sich

einmal rund um den Pool. Nein, ich hatte kein schlechtes Gewissen ob meiner ausdauernden Abwesenheit bei dieser Form der Körperertüchtigung. Ich hatte schließlich die perfekte Ausrede: „Sportzeug *vergessen*.“

Uns gefielen dafür ausgesprochen gut die verschiedenen Bars. Jede einzelne war ganz individuell und sehr geschmackvoll eingerichtet. Die Ensemble-Bar, um ein Beispiel zu nennen, erkoren wir in den letzten Tagen der Kreuzfahrt zu unserer Lieblingsbar. Wie in den Kulissen eines Miss-Marple-Krimis genossen wir dort abends einen Drink. Dunkle, schwere Möbel, Samt, Gold und Brokat. Dazu Jazz oder klassische Musik, natürlich live von ausgezeichneten Künstlern dargeboten. Sehr gediegen, sehr edel. Warum wir diese Bar erst in den letzten Tagen zu unserem Favoriten kürten? Ganz einfach. So lange haben wir gebraucht, um alle anderen Bars zu testen. Trinken Sie sich mal in nur 12 Tagen durch 8 oder 9 Bars. Hab sie nicht zu Ende gezählt.

Auf das große Hauptrestaurant, das Grand Cuvee gehe ich beim Thema Essen ein. Außerdem gibt es noch ein weiteres großes, und natürlich viele kleine, Restaurants, in die wir es aber aus verschiedenen Gründen nicht oder nur selten geschafft haben.

Den Fitnessbereich habe ich nur kurz in Augenschein genommen. Alles machte einen sehr gepflegten und gut nutzbaren Eindruck. Jedenfalls waren ständig einige hoffungsvolle Passagiere in ihrem verzweifelten Kampf gegen das drohende Über-Gepäck zu beobachten.

Ähnliches kann ich für den Spa Bereich sagen. Den habe ich nicht selbst genutzt, da die Kosten doch erheblich waren und das schöne Wetter mich schlicht nach draußen lockte. Ich gehe auch in Deutschland nicht im Sommer in die Sauna, warum sollte ich also auf so einer Reise damit anfangen. Aber alle, mit denen ich über den Spa gesprochen habe, waren restlos begeistert, also entscheiden Sie ruhig selbst.

Unmittelbar vor dem Spa gibt es auch einen Beautybereich. Und da mich nach einigen Tagen der unermüdlichen Faulenzerei die Trägheit derart am Boden hielt, dass ich sogar zum Haare waschen zu faul war, gönnte ich mir einen Frisörbesuch. 56 Dollar für waschen und fönen. Das war ein Fehler. Nicht das Geld, aber die „Behandlung“. Ganz ehrlich, noch nie sind meine Haare und meine Kopfhaut derart traktiert worden. Das Mädchen wollte mir offensichtlich die Farbe aus den Haaren rubbeln, aber mit meinem schlechten Englisch konnte ich ihr nicht

begreiflich machen, dass ich die für viel Geld absichtlich in die Haare habe hineinbringen lassen. Wissen Frisöre eigentlich, dass wir Kunden ihr Gesicht im gleichen Spiegel sehen können, wie sie das unsrige? Das Mädels jedenfalls erzählte mir stumm, mit hängenden Augenlidern und träge mahlenden Kiefern (Kaugummi), dass alles Übel dieser Welt auf ihren Schultern lastete. Die Ärmste. Okay, Haken dran. Ich sage auch gleich und sehr gern dazu, dass das der absolut einzige Kritikpunkt an dieser Reise war. Nothing else.

Was gibt es sonst noch zum Schiff zu sagen? Noch ein paar Stichworte vielleicht?

Liegen am Pool: ausreichend und sehr gemütlich!

Auf Deck 15 vorn hat man Zugang zum Solstice Deck, was dann eigentlich schon Deck 16 ist. Dort vorn war es immer ruhig, sehr angenehm und ebenfalls noch mehr Liegen. Nur hin und wieder etwas windiger.

Am Heck des Schiffes konnte man im Oceanviewcafé auch gut draußen sitzen und Wind, Sonne und mehr Meer genießen.

In der Bibliothek gab es auch ein paar deutsche Bücher. Und es werden vielleicht von Fahrt zu Fahrt mehr, da alle Passagiere am Ende der Kreuzfahrt aufgerufen sind, ihre Bücher, die sie nicht mit nach Hause nehmen wollen, an Bord zu lassen. Diese Bücher werden dann inventarisiert und stehen fortan allen Gästen zur Verfügung. So bin ich in den wunderbaren Lesegenuss eines Kreuzfahrtbuches von Andreas Lukoschik gekommen: „Schläft das Personal auch an Bord?“. Eine Lektüre, die ich uneingeschränkt empfehlen kann, egal, ob schon vorab oder so wie ich, in den ersten Tagen auf See. Man lernt eine Menge. Und kann gleich live vergleichen, ob er auch nicht übertreibt. Tut er nicht. Untertreiben übrigens auch nicht.

..Fortsetzung folgt

## **Die Inseln und die jeweiligen Landausflüge**

## 1. Sint Maarten/ Saint Martin

Nach drei Tagen auf zum Teil wirklich hoher See erreichten wir als erste Insel das Holländisch-Französische Kleinod Sint Maarten. Wenn wir schon nach so kurzer Zeit unter schweren Landmassenentzugserscheinungen litten, wie irrsinnig vor Glück müssen dann erst die Entdecker der Inseln gelacht haben, als sie nach Monaten zwischen Wasserbergen und Stürmen dieses Paradies fanden? Wir standen jedenfalls mit klopfenden Herzen auf Deck 15 und beobachteten, wie das Schiff in einem eleganten, aber unspektakulären Bogen schlicht geradeaus in Phillipsburg einparks. Okay, wir waren auf einem großen Schiff und der Holländer neben uns, die *Prinsendam*, wirkte irgendwie niedlich, aber ansonsten war es das. Was hatten wir erwartet?

Aber egal, flugs gefrühstückt und dann ab an Land. Zunächst fahren wir mit einem Sammeltaxi nach Marigot im französischen Teil der Insel. Ein hübsches kleines Hafenstädtchen, in dem wir einfach erstmal bummelten und unsere Sinne auf karibische Parameter einstellten. Wie riecht es hier? Bunt. Bunt? Ja, bunt. Von allem etwas. Salzwasser, warmer Asphalt, Motoren mit zu wenig Öl, Frittierfett, Obst, Knoblauch, verschüttetes Bier, warmer Staub, frische Croissants. In unmittelbarer Nähe der Marina entdeckten wir eine Art Konsumtempel. West India...irgendwoher. Marmor, Gold, Glas, klimatisiert natürlich und im Gegensatz zum gegenüber liegenden Markt fast menschenleer. Die Erklärung war schnell gefunden. Designerläden mit Designerware zu Designerpreisen. Wir sind keine Designer, also ließen wir des sein. Ob sich dieser Prachttempel lange halten wird, wir bezweifelten es, denn einige Ladenflächen standen bereits wieder leer.

Von Marigot nahmen wir ein weiteres Taxi nach Maho-Beach, was wieder im holländischen und damit südlichen Teil der Insel liegt. Der Fahrer setzte uns direkt am berühmten Flugzeugstrand ab und wir waren zufrieden. Ich ergatterte die letzten Schattenplätze in der ersten Reihe und für die nächsten drei Stunden hatten wir Spaß pur. Mit den landenden Flugzeugen, mit den wegfliegenden Handtüchern, mit den brandenden Wellen, mit witzigen Leuten ringsum, die teils abenteuerlichste Ausrüstung bei sich trugen. Aber wir fühlten uns mit unseren beiden Riesenkameras und den verschiedenen, relativ schweren Objektiven

absolut unter Gleichgesinnten. Dieser Strand ist nicht zum Relaxen gedacht. Doch, man kann baden, aber wie schon an anderer Stelle beschrieben, lauschige Karibikromantik findet man hier sicher nicht. Trotzdem bekommt dieses Fleckchen Erde von mir 5 Sterne. Einfach, weil es das so sicher nirgends noch einmal gibt. An der Sunsetbar gab es übrigens auch Essen, das sehr lecker aussah, Burger und Friends, und alle möglichen Getränke. Wir haben uns jeder einen riesigen Smoothie gegönnt, frisch zubereitet. Die Variante ohne Alkohol kostete 6,50\$. Sehr lecker.

Zu Fuß ging es dann die ca. 300 m bis zum nächsten Beachclub, weil man uns sagte, dort fährt auch ein Bus nach Phillipsburg, zum Hafen. Wir hatten auf der Hinfahrt bereits den morgendlichen Stau in den engen Straßen der Stadt beobachtet und wollten auf Nummer sicher gehen. Allerdings haben wir die Bushaltestelle nicht gefunden, dafür aber wiederum einen netten Taxifahrer, der uns zurück brachte. Für alle, die die Zeit in der Sunsetbar vergessen sollten und dann erschrocken auf die Uhr blicken: keine Panik. Sobald die großen Flieger durch sind, erscheinen immer mal wieder Taxifahrer direkt an der Bar und halten ein Schild „Back to ship“ hoch. Man kommt also in jedem Falle zurück.

Wir haben uns jedoch nicht bis zum Pier bringen lassen, sondern sind in der Frontstreet ausgestiegen. Wie der Name es vermuten lässt, in Front to the Beach. Dort bummelt man dann an zwanzig oder dreißig oder vierzig Juwelieren vorbei, je nach dem, wie weit man zählen kann und staunt, wie die alle gemeinsam überleben können? Denn dauernd tritt einem jemand auf die Füße, pardon, entgegen und hält einem einen Flyer unter die Nase, der 70% Rabatte und mehr verspricht. „Nur heute!“ Klaro.

Wir haben uns einen Cappuccino, ein Eis und ein Wasser am Strand gegönnt und unser Schiff dabei schön im Auge behalten...man weiß ja nie. Es war schließlich unser erster Landgang, und wer weiß, vielleicht waren wir schon unangenehm aufgefallen?

## **2. Antigua**



Zum zweiten Mal stellten wir morgens um acht fest, dass unser Kapitän einer von der ganz fixen Sorte sein muss. Ich werde diesem Mann später noch ein kleines Kapitel widmen, so viel sei schon verraten. Genau wie an der ersten Insel gestern, waren wir auch heute überpünktlich im Hafen. Angekündigt für 8.00 Uhr, schleppten die Hafentarbeiter die schweren Schlaufen der Taue bereits deutlich früher über die Poller. Wir beobachteten alles von ganz oben und hatten den Eindruck, Antigua schläft tief und fest. Ich glaube, in dieser Gegend der Erde gibt es keine logischen Motive für einen Wecker oder ähnlichen Zivilisationsunrat. Nun ja, wir genossen die morgendliche Stille.

Die augenblicklich beendet war, als wir Passagiere das Schiff verließen. Hunderte von Tourguides und Taxifahrern sprangen auf uns zu und wollten uns zu einer Inselrundfahrt „einladen“. Da wir nichts vorab geplant oder gebucht hatten, und da der Reiseführer vom ADAC nette Sehenswürdigkeiten im Süden und Südosten versprach, ließen wir uns schließlich darauf ein. Wir haben 100 Dollar verhandelt, dafür wollte uns „unser“ Mr. White den ganzen Tag zu den schönsten Ecken der Inseln fahren. Nun sind wir derlei Privatservice nicht gewöhnt, ebenso wenig wie die Tatsache, permanent zu zweit hinten in einem geräumigen Auto zu sitzen und vorn sitzt ein Chauffeur. Auf der falschen Seite. Sie wissen, wie ich das meine? Es ist sicher eine Frage der Gewohnheit. Mein erstes Auto habe ich ohne Fahrer bekommen, dafür mit einem saftigen Zinssatz der Bank. Ich stehe dazu.

Wir hatten also in den ersten Stunden so unsere Schwierigkeiten damit, wenn er uns an irgendeinem Punkt zum Fotografieren oder Bummeln absetzte und wir anständigerweise fragten, wie viel Zeit wir hätten. Worauf er gleich bleibend freundlich wie ausdauernd wiederholte, dass das ganz allein unser Ermessen sei, wir hätten diesen Tag bei ihm gekauft. Okay, wir bemühten uns um Gelassenheit. Aber er hatte nicht zu viel versprochen. Wir haben eine kleine Rundfahrt gemacht, einen ganz bezaubernden Hafen besucht, in aller Ruhe einen Kaffee genossen und den Skippern bzw. deren Personal dabei zugesehen, wie sie klar Schiff machten. Doch, doch, es gibt wohl viel mehr Leute, die für so etwas tatsächlich Personal haben, als man glauben möchte. In der Karibik jedenfalls. Ist ja auch schön. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat.

Gegen Mittag brachte unser Fahrer uns dann zu einem sehr schönen Strand, wo wir nach der üblichen Frage, wie lange..., und der üblichen Antwort, einfach nur

relaxen wollten. Links und rechts neben unseren Liegen und dem unenbehrlichen Sonnenschirm identifizierten wir anhand der Handtücher weitere Gäste der *Silhouette*. Ach, wie nett. An Bord sieht man sich eigentlich nie. Oder glauben Sie, dass Sie über 2000 Gesichter nach fünf Tagen wieder erkennen? Wir staunten jedenfalls. Und fühlten uns auch ganz gut, denn für alle galt: „Unsere Fahrer warten dort hinten, im Schatten, unter den Bäumen.“

Diese Selbstorganisation der Inselausflüge hat aus meiner Sicht mehrere Vorteile. Man muss z.B. mal über seinen Schatten springen und das dreißig Jahre alte Schulenglisch rauskramen. Außerdem kommt man beim Preise verhandeln ganz sicher ins Gespräch mit den Einheimischen. Man kann über sich selbst lachen. Man lässt Geld auf der Insel, denn bei den Ausflügen, die auf dem Schiff zu buchen sind, geht das Geld ja auch noch an die Reederei. Tja, und nicht zuletzt hat man für die kurze Zeit an Land ein großes Maß an Freiheit und Selbstbestimmung. Wie wichtig das ist, sollten wir am nächsten Tag auf St. Lucia lernen.

...Fortsetzung folgt

### **3. St. Lucia**

Der Tag auf dieser Insel gehört jetzt schon zu meinen liebsten Erinnerungen der ganzen Reise. Einzig hier auf St. Lucia hatten wir einen Ausflug fest gebucht. Bereits von Deutschland aus, was problemlos über die Bühne ging. Alle Infos zum Veranstalter unter [www.fabiantoursstlucia.com](http://www.fabiantoursstlucia.com)

Wie vereinbart trafen wir uns mit unserem Tourguide direkt an der Information im Hafengebäude. Spannend ist, dass St. Lucia zwei Piers mit verschiedenen Namen hat und wir Passagiere erst beim Anlegen merken, auf welcher Seite des Hafens man ankommt. Wir hatten Glück und bekamen unseren Liegeplatz am hübschen Serafine-Pier. Unser Guide Curtis konnte sich das Spektakel natürlich

in Ruhe von Land aus anschauen und so gab es keine Schwierigkeiten, uns zu finden.

Wir begegneten also einem jungen Mann, der auf der Insel geboren und aufgewachsen ist und der sichtlich stolz war, uns seine Heimat zu zeigen. Er lachte und lächelte viel und sein Englisch konnten wir sehr gut verstehen. Wir hatten bei der Buchung eine etwas größere Inselrundfahrt mit verschiedenen Stops gebucht und so machten wir uns auf den Weg. Da Curtis wusste, welche Routen die schiffseigenen Ausflüge und damit die Menschenmassen nehmen würden, fuhr er mit uns praktisch in entgegengesetzter Richtung bzw. einige der Sammelbusse überholte er, weil wir mit unserem etwas kleineren Auto schlicht schneller waren. Aber keine Sorge, auch das „kleine“ Auto war ein SUV, also Platz für alles. Ich fand es sehr bequem, dass wir unsere Taschen und die Fotoausrüstung einfach in den Kofferraum legen konnten und dann für den Rest des Tages in Sicherheit und immer bei uns wussten. Wenn wir irgendwo anhielten, um uns umzuschauen, oder etwas zu fotografieren oder bei den Straßenhändlern zu feilschen, dann mussten wir nicht jedes Mal unser Sack und Pack mitnehmen. Und – wenn wir weiter wollten, dann mussten wir auf niemanden warten.

Obwohl das Wetter ausgerechnet an diesem Tag eher durchschnittlich war, wurde es ein prima Ausflug. Curtis fuhr mit uns zu einer Bananenplantage, erklärte uns unterwegs einiges zur Infrastruktur der Insel, zeigte uns Mangobäume und Ananas. Allmählich bewegten wir uns immer höher hinauf in den Regenwald. Es war faszinierend. Immer wenn wir hielten, schaltete er den Motor aus und wir genossen die Geräusche der Natur. Sensationell.

Natürlich fuhren wir auch zu der Stelle, an der man den schlafenden Vulkan besuchen kann. Für uns war es einerseits sehr beeindruckend, wie nah wir hier quasi der Produktionsstätte unserer Erde kamen, andererseits stank es natürlich zum Himmel, sodass sich keine größeren Touristengruppen für längere Zeit in dem Areal aufhielten. Außer ein paar ganz Entspannten. Die nahmen ein Bad im eisenreichen und sehr warmen Wasser am Fuße des Kraters.

Andere Highlights wie die Pinots oder Marigot Bay ließen wir natürlich auch nicht aus, aber Curtis verstand es gut, uns um die allzu überlaufenen Ecken herumzulotsen.

Am zeitigen Nachmittag neigte sich unsere Tour dem Ende zu und ich bekam allmählich Hunger. Curtis hatte uns zwar den ganzen Tag mit Früchten, kleinen Snacks und Getränken versorgt, das war inklusive, aber mir stand der Sinn nach etwas herzhaftem, gern auch Lunch. Auf meine Frage, wo wir denn noch was zu essen bekämen, überlegte er kurz, zwinkerte dann pfiffig und fragte zurück: „Darf es denn auch einheimische Küche sein?“

„Nichts lieber als das.“

„Muss es ein Restaurant sein?“

„Absolut nicht!“

Er grinste und los gings. Zurück nach St. John, der Hauptstadt. Dort fuhren wir zu einem Wochenmarkt. Ein Markt so groß wie andernorts ganze Stadtviertel. Ein dichtes Knäuel aus Ständen, Buden, Wellblech, schmalen Gängen und abenteuerlichen Dachkonstruktionen. Curtis fuhr langsam an einer Seite des Marktes entlang und spähte in das Labyrinth. Dann kam ein kurzes „Yheap!“, und er stellte das Auto am Straßenrand ab.

Wir stiegen aus und folgten ihm ein paar Schritte in den Markt hinein. Die meisten Verkaufsstände waren bereits leer und geschlossen, es war schließlich Sonntag. Doch an einem Imbiss war noch Betrieb. Ein karibischer Imbiss. Zunächst sah es innen und außen nicht anders aus, als an den meisten Imbissbuden in Deutschland. Drinnen jede Menge Kochstellen und Herdplatten und Töpfe und Pfannen und Schüsseln. Und davor ein paar Bänke und Tische. Doch was da alles brutzelte und leise vor sich hin köchelte, wie das duftete! Huhn, Lamm, Fisch, Schweinefleisch; dazu Süßkartoffeln, Bohnen, Nudeln, Salate, Soßen. Uns gingen die Augen über. Klar, wir haben auf unserem Schiff zu jeder Tages- und Nachtzeit die leckersten Sachen gegessen. Unverschämtheit! Aber das hier, das war einfach fantastisch. Und das beste war die Köchin. Sie verriet uns, dass sie so kocht, wie ihr der Sinn steht. Eine Mischung aus kreolisch, französisch und weißderhimmel. Manchmal etwas schärfer, manchmal nicht so sehr. Eine stattliche Frau, wunderschön und sehr stolz auf ihre Küche. Zu Recht. Sie befüllte uns eine Art Einweggeschirr mit fast allem, was die Töpfe hergaben, zwinkerte genauso fröhlich wie Curtis und meinte, dass das sicher für zwei reichen würde. Das glaubten wir ihr sofort. Dann haben wir noch eine weitere Portion für ihn einpacken lassen, Besteck dazu und ab zum Auto. Können Sie sich vorstellen, wie ungeduldig ich war, die Leckereien endlich probieren zu dürfen? Aber Curtis

meinte, ich solle noch warten. Er fuhr mit uns zu einem Strand unmittelbar an der Straße mit dem schönen Namen „Nelson Mandela“. Dort waren nur wenige Menschen, ausnahmslos Einheimische und alle bei ihrer sonntäglichen Lieblingsbeschäftigung: Barbecue.

Wir stiegen aus, suchten uns eine Holzbank unter einem riesigen Mandelbaum und dann endlich schmatzten wir los. Zwischen Finger ablecken und Gewürze raten fragte ich Curtis, was für eine Art Fisch wir gerade verputzten.

„Das ist Dorade.“

„Eine Dorade?“, fragte ich ungläubig zurück.

„Ja, sicher. Wieso? Stimmt was nicht?“

Ich war platt. Das ganze Essen zusammen hatte keine zehn Dollar gekostet, wenn ich mich recht erinnere, sechs oder sieben. Dorade essen für drei Personen, mit Beilagen, für die ich zu Fuß nach Paris laufen würde. Was hätte ich dafür in Deutschland bezahlt? Curtis lachte und erzählte, dass der Fisch ja schließlich direkt hier an der Insel gefangen würde. Prima!

Und das alles vor dieser unglaublichen Kulisse. Strand, Wellen rauschen, rundherum fröhliche, entspannte Menschen. Was für ein Tagesausklang. Olaf fragte Curtis schließlich noch, wohin er in den Urlaub fahren würde.

„Auf die andere Seite der Insel.“

Ich glaube, man kann verstehen, wie schwer uns der Abschied fiel.

Auf sehr einfache und dennoch eindringliche Art und Weise haben wir auf dieser kleinen Insel viel gesehen und viel gelernt. Die Menschen sind der eigentliche Schatz der Karibik. Intelligent, charmant, mit einem tollen Sinn für Humor, leben sie in einer sicher nicht unkomplizierten Region, wenn man sich die Wirtschaftskraft und die Geschichte dieser Inseln einmal anschaut. Aber das alles scheint sie weder zu beeindrucken, noch hält es sie davon ab, ihr Leben zu genießen. Ich hoffe, Curtis und seine Landsleute können sich diese Einstellung bewahren.

#### **4. St. Kitts**

Für die vierte Insel unserer Rundreise hatten wir keinen Ausflug geplant oder gebucht. Ermutigt durch die Erfahrungen der ersten drei Inseln, gingen wir einfach von Bord und schauten, was es zu entdecken gab. Der Reiseführer in Buchform versprach schöne Strände, aber dazu hatten wir noch keine Lust. Zunächst bot sich uns das gleiche Schauspiel wie in jedem Hafen, hunderte von Taxifahrern boten ihre Rundfahrten oder sonstige Thementouren an. Ich kann nur jeden Kreuzfahrtpassagier ermuntern, diese Dienste in Anspruch zu nehmen. Es sind einheimische Fahrer, die sich gut auskennen, die sehr höflich und nett sind, die Autos sind gepflegt und die Preise fair. Und egal, welches Ziel man sehen will, sie bringen alle hin und auch sicher wieder zurück. Denn schließlich leben sie davon, dass auch die nächsten Besucher der Insel zahlende Besucher sind. Also, nur Mut!

Wir sind aber erstmal zu Fuß durch das kleine Hafenstädtchen Basseterre gewandert und haben uns eine Kirche angeschaut. Ein Stückchen weiter fanden wir einen hübsch angelegten Park und eine weitere Kirche. Diese war zum Glück offen und wir konnten einen Blick hinein werfen. Schlicht, hell, freundlich. Diese Attribute benutze ich in Deutschland nur selten, wenn ich katholische Kirchen beschreibe. Bereits gestern auf St. Lucia waren uns die vielen Kirchgänger aufgefallen. Klar, sonntags. Uns gefiel es, wie hübsch sich alle für den Kirchengang machen.

Unser kleiner Bummel hatte alles in allem vielleicht eine Stunde gedauert, dann wurde es allmählich heiß. In einem kleinen Shop am Circus erstand ich dann einige Klamotten, was mir auf den anderen Inseln bislang nicht gelungen war, aber dann war es auch gut. Wir wollten nun doch ans Wasser, an den Strand, an irgendeinen Strand.

Also haben wir uns direkt am zentralen Platz, eben jenem Circus ein Taxi gesucht, den Fahrer gebeten, uns zu einem schönen Strand zu bringen. Wie auf den Inseln üblich, haben wir einen Preis verhandelt, insgesamt 16 \$, denn wir haben natürlich gleich die Rückfahrt mit vereinbart. Es ist sehr praktisch. Der Fahrer brachte uns zu einem Beachclub, durchaus gehobenerer Klasse, mit Liegen und Schirmen und Himmelbetten direkt im weißen Sand und wir waren sehr zufrieden. Zwar hat uns der Beachboy, also der mit den Liegen und Schirmen erst nichts geben wollen, weil es angeblich keinen Schirm mehr gab, aber wir haben uns dann einfach selbstständig eines dieser Himmelbetten

„gemietet“ und gut war's. Himmelbett? Nun ja, ein großes, quadratisches Bettgestell mit vier Pfosten, oben drum ein Rahmen. Und darüber und an den Seiten waren breiten Leinenbahnen angebracht, die leise im Wind wehten. Kennen Sie die Werbung mit dieser kleinen weißen Kokoskugel, die, mit der man ganz ohne Schokolade naschen kann? Unglaublich kitschig, oder? Und genau so war es dort. Mit unserem Himmelbett in der Karibik. Traumhaft! Der Fahrer hatte uns erzählt, dass kürzlich erst Queen Elisabeth, also die Mama von Charly, an diesem Strand gewesen sei. Auf ihrer Thronjubiläumsreise quer durch ihr Commonwealth. Keine Ahnung, ob er geflunkert hat. Aber wenn, dann hat die Lady was verpasst!

## **5. St. Thomas**

Diese Insel gehört bereits zu den amerikanischen Jungferninseln, also befanden wir uns quasi wieder in Amerika. Folglich müssten hier die Autos ja eigentlich wieder auf der richtigen Seite fahren, oder? Neugierig spähten wir am Morgen von Deck 14 hinunter auf das Wuseln und Treiben und – nein. Immer noch Linksverkehr. Merkwürdig. Richtig dumm schauten wir aber erst aus der Wäsche, als wir in ein Sammeltaxi stiegen und der Fahrer auf der „richtigen“ Seite saß. Häh? Macht hier jeder so, wie ihm das Lenkrad gewachsen ist? Nein. Auf St. Thomas gibt es das putzige Phänomen, dass der Fahrer links sitzt und auch links fährt. Warum einfach, wenn's auch umständlich geht. Mich würde die Geschichte dieser besonderen Verkehrsführung interessieren.

Ansonsten gibt es unsererseits zu St. Thomas wenig zu erzählen. Wir haben uns mit besagtem Sammeltaxi zunächst zu Blackbeards Castle bringen lassen, da wir die 99 Stufen, die dorthin führen, nicht bergauf laufen, sondern bergab in Richtung Stadtzentrum gehen wollten. Nach einer Besichtigung des Piratenturmes und der dazu gehörigen Anlage. Die hat uns allerdings enttäuscht. In der irrigen Annahme, dass man durch dieses Gelände mit Aussichtsturm und Rumbrennerei hindurch gehen MUSS, um zu den besagten Treppen stadteinwärts zu kommen,

haben wir 28 \$ Eintritt bezahlt. Dafür gibt es einen Souvenirshop, ein kleines Museum zur Schnapsbrennerei, einen acht Meter hohen Aussichtsturm und direkt an dessen Fuß einen Pool. Einen Pool? Ja, denn das ganze wird wohl auch als Hotel genutzt. Wie und warum weiß ich nicht, wir fanden es irgendwie schräg und haben uns schnell den Abstieg gesucht. Dabei sahen wir dann, dass wir auch außen herum hätten laufen können. Aber egal, gesagt getan. Die Stufen bei der Wärme nicht bergauf zu laufen, erschien uns angesichts dieser aufgetakelten Touristenfalle umso richtiger.

Unten im Stadtzentrum reihten sich dann wieder die Juweliere an die Juweliere, und die wiederum an die Schmuckläden und die nächsten Juweliere. Wer braucht so viele Klunkern? Aber ich kann Ihnen verraten, dass ich trotzdem versucht habe, etwas zu kaufen. Allein, es ist mir nicht gelungen. Ich suchte nach einem ganz bestimmten Perlenarmband, das zu einem Perlenring passen sollte, den ich trage. Stolz fragend zeigte ich diesen Ring in etwa einem halben Dutzend Läden vor und bat um entsprechende Ergänzungen aus Edelmetall. Und was soll ich Ihnen sagen? Nicht einer der zehntausend Händler konnte mir „helfen“. Zwar gab es Perlen, aber nur weiße oder in rosé. Und meinen Ring ziert eine dunkelblaue. Ha! Ich gehe wahrscheinlich als eine der ersten Frauen in die Geschichtsbücher der karibischen Goldschmiedeinnung ein, mit einem unerfüllbaren Wunsch. Eine Marktlücke.

Wir waren es aber auch ziemlich schnell leid, das viele Schauen ohne zu konsumieren und setzten uns in eine Bar am Hafen. Dort betrachteten wir eine Weile das Treiben, bis uns ein Mann auffiel, der munter im Hafenbecken schwamm. Nun muss man dazu wissen, dass der Hafen von St. John recht groß ist. Neben unserem Schiff lagen noch zwei weitere Großraumtransporter (Kreuzfahrer) und außerdem unzählige Segeljachten, Motorboote, Katamarane, eine qualmende Fähre zog lärmend ihre Bahn zwischen den beiden Ufern der Bucht. Kurz, es gibt idyllische Badegelegenheiten in der Karibik, und es gibt dieses Hafenbecken. Aber das schien den Mann nicht zu stören. Wir hatten inzwischen bezahlt und schlenderten unmittelbar an der Hafenstraße zurück in Richtung Schiff, als der Schwimmer plötzlich mit der flachen Hand aufs Wasser schlug. Wir überlegten gerade, ob er in Schwierigkeiten sei, als wir bemerkten, dass er nicht allein war. Zuerst sahen wir nur eine dreieckige Rückenflosse. Nein, nicht so eine. Etwas kleiner, mit runder Spitze. Ein Delphin! Ja! Wie



wunderschön. Nein! Nein? Zwei Delphine, halt warte, drei, vier, fünf ...ach, du meine Güte, das war ja eine ganze Schule. Ein Traum ging in Erfüllung. Für mich. Auf der letzten der Karibikinseln, die wir besuchen sollten, bekam ich endlich frei lebende Delphine zu Gesicht. In zwei Reihen hintereinander, jeweils fünf Tiere, schwammen sie einen großen Kreis durch den Hafen. Leider zu weit weg für ein Foto. Aber wir konnten sie gut sehen.

Der Mann klatschte noch ein paar Mal mit der Hand aufs Wasser, dann drehten sie tatsächlich in seine Richtung. Vielleicht kannten sie ihn? Aber sie näherten sich ihm nicht unmittelbar, sondern schwammen einen kleinen Bogen und verschwanden dann aus unserem Blickfeld. Ich war sehr zufrieden. Wer braucht schon ein Perlenarmband?

...Fortsetzung folgt!

## **Der Kapitän**

Warum widme ich diesem Mann ein eigenes Kapitel? Schließlich gehört er doch auf jedes Schiff. Nun, er bekommt von mir einige extra Worte, weil er es verdient hat. Ich habe noch keine Erfahrungen, wie das auf anderen Kreuzfahrtschiffen ist, aber ihn fand ich sehr beeindruckend.

Dimitrios Kafetzis, Grieche. Mit diesem stolzen Nachsatz zu seinem Heimatland hatte er sich stets vorgestellt. Und das in so launiger und unnachahmlich charmanter Art und Weise, wie wir es einfach nicht erwartet hätten. Am zweiten Abend der Reise hatte er seine komplette Mannschaft, alle Offiziere und die Führungscrew des Hotels sowie der Küchen vorgestellt. Auf der Bühne des großen Theaters, unmittelbar vor der Broadwayshow. Allein mit dieser Nummer könnte er auf Tournee gehen. Nun gehört eine derartige Zeremonie natürlich in so ein Ambiente, das ist mir auch klar. Jedes große Unternehmen möchte sich seinen Kunden/Gästen in unvergesslicher Manier präsentieren. Manch einer kennt das aus Videos von Steve Jobs oder Bill Gates. Mir fiel jedoch auf, dass die Mannschaft hinter dem Kapitän es ebenfalls genoss. Das konnte ich in den

Gesichtern sehen. Sie nahmen die Wertschätzung des Publikums und auch ihres Kapitäns gern entgegen.

Im Verlauf der Reise haben wir dann einige Veranstaltungen und Vorträge besucht, die von Mitgliedern eben dieser Crew durchgeführt wurden. Z.B. gab es Vorträge zur Navigation, zur Umwelttechnologie eines solchen Schiffes, zur Technik usw. Die jeweiligen 2. oder 3. Offiziere erklärten Hintergrundwissen und sie taten es auf ganz ähnliche Art und Weise wie ihr Boss. Humorvoll, aber präzise und verständlich. Und alle nahmen sich immer viel Zeit für Fragen.

Doch Kapitän Kafetzis machte nicht nur auf der Bühne eine gute Figur. An den Seetagen jeweils 12 Uhr mittags meldete er sich über die Bordlautsprecher und erzählte ein paar Dinge zum Wetter, zur aktuellen Position des Schiffes und mit welchem Seegang wir zu rechnen hätten. Für diejenigen unter den Passagieren, die es ganz genau wissen wollten, hatte er auch immer die Entfernungen zur „nächsten“ Landmasse parat, oder die Tiefe des Wassers.

Gegen Ende der Reise hatten dann offensichtlich viele Passagiere, wahrscheinlich überwiegend weibliche, den Kapitän derart lieb gewonnen, dass er sich gezwungen sah, einige dringliche Fragen direkt zu beantworten. So gab er eines Tages den warmherzigen Tipp, wer ihn, den Kapitän öfter zu Gesicht bekommen oder mehr Zeit mit ihm verbringen möchte, der sollte sich entweder als Offizier bei ihm bewerben, oder ...ihn heiraten. Man hatte also die Wahl.

Dann war mir noch eine weitere Sache im Zusammenhang mit dem Kapitän und seinen Offizieren aufgefallen. So weit ich es beobachtet habe, nahmen er oder einige Offiziere oder alle zusammen einen Teil ihrer Mahlzeiten im Ocean View Café ein. Während der Essenszeiten für die Passagiere. Mitten unter den Passagieren. Das heißt, sie nahmen sich keine Extrawurst heraus und nahmen es wohl ganz bewusst in Kauf, in ihrer Pause auch angesprochen zu werden. Denn natürlich nutzten das einige Passagiere für ein Foto oder einen kleinen Wortwechsel aus. Und immer suchte der Kapitän dabei den Blickkontakt zu seinen Gästen.

Kurzum, ich hatte den Eindruck, dass Kapitän Kafetzis, Grieche, sich seiner Verantwortung absolut bewusst war, diese aber mit sehr viel Herzblut lebte und genoss. Ein großes Kompliment an ihn und seine Mannschaft.

## Die Kabine

Nr. 7346, steuerbord. „Das liest auf die rechte Seite von die Schiff, wenn Sie nach vorn gucken“, hätte Matthew ergänzt. Er war einer der Gästehost, und einer der wenigen, der zumindest etwas deutsch sprach. Er war es auch, der den jeweiligen Tagesbrief (das Wort Befehl gefällt mir im Urlaub und auch sonst nicht) ins Deutsche übersetzte. Absolut nicht perfekt, und manche seiner Wortschöpfungen waren echt zum Schmunzeln, aber hey, müsste ich das gleiche tun, vier Seiten einer deutschen Zeitung ins Englische übertragen, ich würde lieber einen halben Tag lang Zwiebeln schälen.

Diesen Tagesbrief fanden wir jeden Abend auf unserem Bett, wenn wir vom Dinner kamen. Dann hatte Glory, unser Kabinensteward die Betten aufgeschlagen, das Bad erneut gereinigt, Schokolade aufs Kissen gelegt und die Vorhänge geschlossen.

Unsere Kabine verfügte über einen großen Balkon, auf dem zwei Hochlehnerstühle und ein Tisch zum Horizont-gucken einluden. Und ich habe viel auf den Horizont geschaut. Besonders in den ersten beiden Seetagen, da ich mit leichter Seekrankheit zu kämpfen hatte. Aber dort draußen, ganz allein mit dem Wind, dem gleichförmigen Rauschen der Wellen und sonst nichts, da ging es mir schnell wieder gut.

Es gab auch genügend Kissen auf dem Sofa, die man sich schön zurecht stopfen konnte. Für den Mittagsschlaf. Auf dem Balkon. Das Bett war riesig und sehr hoch, die Matratze genau richtig.

In der Kabine haben wir nichts vermisst. Sie war unser kleines Reich, unser Rückzugsraum. Genügend Schränke, Ablagen, Staufächer. Ein Flatscreen, auf dem wir uns morgens immer den Navigationchannel eingestellt haben, um zu schauen, wo wir gerade waren. Es gab auch ein „View from the Bridge“, was bei den Inseln natürlich recht witzig war.

Das Bad war für unseren Geschmack ausreichend groß. Die Dusche, insbesondere der kurze Duschkopf machte mir zunächst Sorgen, da es für meine langen Haare dann schwierig wird, wenn ich sie waschen will. Aber, der Kopf ist

sehr flexibel in alle Richtungen drehbar und ich bin wunderbar zurecht gekommen.

Zusammen gefasst, wir haben uns in unserer Kabine absolut wohl gefühlt und der lange Gang jeweils nach Mittschiffs zu den Treppen oder den Fahrstühlen hat uns sehr gut getan. Wie gesagt, unsere Kabine lag etwas weiter hinten.

## **Das Essen**

Ich glaube, in diesem Kapitel kann ich mich kurz fassen. Wir hatten nichts zu meckern, nichts auszusetzen, nix zu bemängeln.

Wir haben meistens im Grand Cuvee zu Abend gegessen und einen Gala-Abend miterlebt. Hier kann ich ganz klar alle beruhigen, die so wie wir befürchteten, dass man dort im ganz großen Ornat auftauchen müsste. Kann man, muss man aber nicht. Natürlich nicht kurze Hose, Holzgewehr. Aber leicht elegant reicht völlig aus. Dem Essen ist es ohnehin egal.

Ein großes Lob bekommt die Küche von mir für Auswahl, Frische, Optik und Abwechslung. Auch die Gewichtung zwischen sündhaft schlimm für die Hüften und gesund, aber trotzdem lecker gefiel mir.

Im Oceanview Café haben wir jeden Morgen gefrühstückt. Schon wegen der großen Fenster und der großen Terrasse am Heck, die wir bei schönem Wetter und wenig Wind gern genutzt haben. Alle Speisen wurden in ausreichenden Mengen angeboten, schnell nachgefüllt, warm gehalten und mit sehr viel Charme vom Personal bedient.

Einzig das Abräumen während der Stoßzeiten dauerte manchmal etwas länger, sodass einige Passagiere mit gefüllten Tellern mehrere Runden drehten, ehe sie einen Tisch fanden, an dem mehr als nur die Stühle frei waren. Aber bei der hohen Anzahl von Gästen ist das auch nicht verwunderlich.

Unsere abendlichen Tischnachbarn, ein Paar aus Atlantik City berichtete uns übrigens, dass sie im Grand Cuvee gefrühstückt hätten, also mit Bedienung und á la carte. Das hätte ebenfalls sehr gut geklappt und hervorragend geschmeckt. Außerdem wurde der Mast Grill und der Lawn Club Grill lobend erwähnt.

Wir haben das Café Baccio auf Deck 5 ausprobiert. Dort gibt es neben vielen Kaffeespezialitäten kleine leckere Törtchen und Eis. Dieses Eis schmeckte anders als das im Büffetrestaurant. Noch besser.

Kurz und gut: die zusätzlichen Pfunde auf der Heimreise hatten ihre volle Berechtigung.

### **Die anderen Passagiere**

Wie nicht anders zu erwarten, kamen die allermeisten Gäste aus Amerika. Ich würde schätzen, so um die 95%. Außerdem waren eine kleine Gruppe Franzosen, Spanier und Russen an Bord, und eben die Deutschen.

Schätzungsweise 50 – 70 Personen. Den wenigsten sind wir im Laufe der 12 Tage an Bord oder an Land begegnet.

Ein weiteres wichtiges Merkmal, was man bei eventuellen Buchungen beachten sollte, ist die Altersstruktur. Auf unserem Schiff lag sie deutlich über 60, wahrscheinlich sogar über 70. Aber! Wir (Mitte 40) haben uns trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ausgesprochen wohl gefühlt. Das mag daran liegen, dass wir die amerikanischen Senioren anders erlebt haben, als viele zu Hause. Entspannter, fröhlicher, offen und sehr höflich. Nein, es waren keineswegs nur superreiche und schöne Amerikaner im besten Alter an Bord. Ganz im Gegenteil. Viele waren deutlich körperlich eingeschränkt, manche auch geistig. Als geradezu bewundernswert habe ich den Integrationswillen dieser und aller anderen Gäste erlebt. So selbstverständlich wie hier jeder Gast seinen Urlaub auf seine individuelle Art und Weise verbringen konnte, so wünsche ich mir den Umgang mit Menschen, die nicht mehr ganz so perfekt funktionieren, immer. Mir ist keine Szene aufgefallen, in der sich jemand beschwert hätte, dass einer der Fahrstühle durch einen Rollstuhl blockiert war. Oder dass sich jemand über Gehhilfen im Restaurant negativ äußerte, wenn die mal wieder zum falschen Moment umgefallen waren. Jeder half jedem.

Unsere Tischnachbarn, ich erwähnte sie bereits, waren ja ebenfalls Amerikaner und die Frau war deutlich durch ihre Krankheit in ihrer Motorik eingeschränkt. Aber das war niemals ein Gesprächsthema. Kein Medikamenteaufzählen um die Wette, keine Krankenhausanekdoten, keine Operationsnarben zum Nachtsch. Sie erklärte ein einziges Mal den Grund und dann haben wir über so viele andere Dinge gesprochen. Und gelacht.

Jeden Abend haben sie uns gefragt, was wir erlebt und gesehen haben. Beide waren erfahrene Kreuzfahrer, er noch mehr als sie. Und sie haben uns auch gern Auskunft gegeben, was wir uns anschauen sollten. Außerdem interessierten sie sich für unser Leben in Deutschland, für unsere Kinder, Jobs, Hobbies. Kurz, wir haben über alles Mögliche gesprochen. Es war einfach nur Klasse.

Und so habe ich auch viele andere Passagiere erlebt. Natürlich war es für uns Europäer ungewohnt zu sehen, wenn ein Amerikaner kurz nach dem Frühstück im Casino auf Deck 4 verschwand und erst zum Lunch wieder auftauchte. Wenn überhaupt. Warum tut er so etwas? Weil er es kann und weil er Lust darauf hat. Vielleicht ist das eins von vielen Dingen, die die Amerikaner anders handhaben als wir. Sie sorgen sich weniger um das Gerede der Leute. Sie tun, was die Freiheit und die Kreditkarte hergibt, und sie tun es gern.

Was die Kleiderfrage anging, so bekamen wir auch hier sehr schnell einen Blick für die Nationen. Während bei den Russinnen die Röcke kürzer wurden, je länger der Tag dauerte, vergrößerten sich bei den Amerikanerinnen die Schmuckstücke deutlich nach Sonnenuntergang. Aber ganz ehrlich, ich schaue mir so fein raus geputzte Leute sehr gern an. Sie nicht auch? Sie sind mir jedenfalls lieber, als der beleibte Herr in Reihe 1 im Theater, der es zur großen Eröffnungsshow trotz mehrfacher deutlicher, auch schriftlicher Hinweise, nicht geschafft hatte, seine Badelatschen und seine kurze Hose gegen ein angemessenes Outfit einzutauschen. Ich habe das als eine große Unverschämtheit empfunden, vor allem den Künstlern gegenüber, die eine tolle Show zu bieten hatten. Sicher, niemand sollte sich verkleiden und so tun, als ob. Doch wenn schon extra darum gebeten wird, sich dem Anlass entsprechend zu kleiden, warum muss ich mich dann auch noch in die erste Reihe setzen? Anstand sieht anders aus.

Kinder waren auch an Bord. Ich glaube, sieben oder acht. Da es trotzdem einen Kids Club und jede Menge Zerstreung gab, litten die lieben Kleinen weiß Gott nicht unter Langeweile. Ganz im Gegenteil, sie hatten sichtlich Spaß und wurden

natürlich in so einer kleinen Gruppe wie die Könige behandelt. Warum auch nicht, sie haben schließlich auch Urlaub.

## **Nebenkosten**

Wie immer im Leben, kann man es sich schwer machen, oder leicht. Beim Thema Nebenkosten auf unserer Kreuzfahrt haben wir es uns leicht gemacht. Insofern, dass wir die Dinge gelassen gesehen haben. Natürlich haben wir Preise für Taxifahrten nach anfänglicher Schüchternheit verhandelt, und natürlich hätte ich auch den Preis für ein Armband verhandelt, wenn denn überhaupt eines zu bekommen gewesen wäre. Aber wir haben uns eben auch nicht in den Sand gelegt, wenn die Liege 10\$ kostete, und wir haben in New York selbstverständlich im Tick Tock-Diner in unserem Hotel gefrühstückt, auch wenn das Sandwich und der Becher Kaffee drüben bei Mc D...billiger gewesen wäre. Nein, Urlaub ist Urlaub.

Auf dem Schiff haben wir uns abends gern einen Cocktail oder einen Longdrink gegönnt, mein Mann hat die Margeritha für sich entdeckt usw. Da wir aber auch zu Hause nicht permanent und täglich Alkohol trinken, haben wir damit nun auch nicht auf See angefangen. Als sehr angenehm empfand ich die Möglichkeit, das eigene Bordkonto täglich auf dem Fernseher in unserer Kabine checken zu können. Dort sahen wir detailliert die aufgelaufenen Beträge, angefangen vom täglichen Serviceentgelt für jede Person pro Kabine, bis hin zu Kosten für die Wäscherei, an der Bar, Briefmarken oder ähnliches. Alles fein säuberlich aufgeführt. So kann sich auch niemand beklagen, er würde durch die bargeldlose Zahlungsweise an Bord den Überblick verlieren.

## **New York für Anfänger, Teil 1**

Was macht man in der Hauptstadt der Welt, wenn man weniger als 48 Stunden Zeit hat? Was schaut man sich an? Wo geht man hin? Wie kommt man am effektivsten von A nach B?

Als fest stand, dass wir zwei Nächte vor Abfahrt des Schiffes in New York eintreffen würden, gerieten wir zunächst leicht in Panik. Diese Metropole und dann so wenig Zeit!

Also haben wir uns überlegt, was ist von den vielen „Musst-du-unbedingt-gesehen-haben“ wirklich für uns *ganz persönlich* interessant. Es ist illusorisch, alles auch nur von außen sehen zu wollen.

Daher wählten wir als erstes ein Hotel mitten in Manhattan. Tatsächlich Midtown, das „The New Yorker“ an der 8. Avenue. Viele erfahrene Kreuzfahrer und New York-Besucher hatten es uns empfohlen, auch was das Preis-Leistungs-Verhältnis anbelangte. Und tatsächlich. Strategisch absolut perfekt gelegen, zwischen dem Port Authority (Busterminal) auf der 42. und dem Madison Square Garden an der 33., wo sich auch gleich ein Zugang zur Pennsylvania Station befindet. Ein wichtiges Drehkreuz in der U-Bahn.

So kamen wir am Abend unserer Anreise zu Fuß ins Hotel, trotz der Koffer, die wir hinter uns herzogen. Aber kein Taxifahrer hätte uns die 400 m gefahren, vom Busterminal zum Hotel. Außerdem bekamen wir so gleich einen ersten, sehr eindringlichen Eindruck von der Stadt. Zugegeben, kein sehr positiver, denn mir stiegen sofort die unterschiedlichsten Gerüche in die Nase. An jeder Straßenecke roch es anders und nirgends gut. Dazu kamen Pfützen undefinierbarer Flüssigkeiten im Rinnstein, aber auch auf dem Fußweg, durch die wir unsere Koffer hindurch zogen. Okay, keine Wahl, nicht drüber nachdenken.

Das Hotelzimmer klein, aber sauber und ordentlich, bis auf den deutlichen Türspalt der Zimmertür. Der war so breit, dass permanent Licht ins Zimmer fiel. Sie kennen sicher die Situation, dass man wach liegt, vielleicht sogar mit dem Jetlag kämpft und dann wandern die Augen ständig zu diesem Spalt. Unschön. Das Bad, nun ja. Die Einrichtung mit Duschvorhang, stumpfer Badewanne, Loch als Abfluss und mehr sprühendem als brausendem Duschkopf, erschien uns reichlich betagt. Die Armaturen wiederum neu und fein. Richtig störend empfand



ich den Abzug der Lüftung. Der kalte Wind am Morgen auf meiner blanken Rückseite – nein, ich bin sanftere Weckmethoden gewöhnt.

Dafür hat uns der Blick aus dem Zimmerfenster entschädigt. Wir waren in der 26. Etage und obwohl es nur ein kleines Fenster in einer Nische war, konnten wir den Hudson sehen und als die Sonne morgens über die Dächer stieg, was hier bekanntermaßen etwas länger braucht, da spiegelte das Licht sich tausendfach in den umliegenden Fassaden.

Im Erdgeschoss des Hotels befindet sich der berühmte Tick-Tock-Diner. Typisch amerikanisches Essen in typischer Atmosphäre. Genau das wollten wir. Die Speisekarte entpuppte sich nach längerer Betrachtung als sehr umfangreich, da es viele Kombinationsmöglichkeiten gab und wir erst nach und nach drauf kamen, was uns eigentlich schmeckt. Die Burger waren es nicht, da das Fleisch selbst komplett ungewürzt war. Es ist wohl so, dass die Amerikaner den Geschmack ausschließlich mit den Soßen, Ketchup und Käse erzeugen. In diesem Diner lernten wir dann sogleich den Unterschied zwischen „groß“ und „groß in Amerika“. Zum jeweiligen Burger, der in unseren Breiten für eine 3-köpfige Familie gereicht hätte, gab es immer French Fries, oder diese komischen Gitter-Kartoffeln, oder Baguette, oder Waffeln. Morgens dann auch gern Pfannkuchen. Zum Burger. Wir ahnten allmählich, was da auf uns zukam.

Frisch gestärkt gingen wir unser Tagesziel an. Geplant war morgens als erstes eine Fahrt mit der Staten Island Ferry, dann zurück mit der U-Bahn nach Brooklyn, von dort zu Fuß über die Brooklyn Bridge nach Down Town Manhattan. Und genauso geschmeidig haben wir das auch gemacht. Die New Yorker U-Bahn ist hervorragend ausgeschildert, wir haben uns problemlos orientiert. Man muss nur immer ungefähr wissen, in welcher Himmelsrichtung sich das Fahrtziel befindet, also Up Town oder Down Town und ab geht's. Außerdem war Sonntag, da war nicht allzu viel los.

Ein wenig mulmig war uns dann auf der Fähre. Die fährt nämlich nicht allein, sondern wird von einem kleinen, aber sehr schnellen Boot der Küstenwache oder sogar den Marines begleitet. Vorn am Bug ein Maschinengewehr, dahinter ein Mensch, der vollkommen ver mummt war und den Blick nicht von der Fähre wendete. Wir standen auf der Hinfahrt steuerbords und ich hatte extra mein super schönes, aber auch super großes (Marine)Fernglas den weiten Weg von Europa bis hierher mit geschleppt. Doch nun traute ich mich kaum, es vor meine Augen

zu heben, in Sorge, dass ich mich sofort verdächtig mache. Außerdem war ich froh, dass Olaf mal kein dickes Teleobjektiv an seiner Kamera hatte. Ich glaube, so unschuldig verdächtig habe ich mich seit meiner ersten Zigarette nicht mehr gefühlt.

Auf Staten Island angekommen, wollten wir direkt zurück nach Manhattan. Dazu muss man aber trotzdem die Fähre verlassen, einmal im Terminal im Kreis laufen und wieder aufsteigen. Lustig, die New Yorker. Aber, die Fähre ist kostenlos. Und das finde ich richtig Klasse.

Danach funktionierte alles Weitere so, wie wir es gehofft hatten. Mit der U-Bahn bis Highstreet in Brooklyn, das ist dort die erste oder zweite Station. Und zack – ist man in einer anderen Welt. Ich schwöre. Nur durch den Eastriver getrennt, hatte ich hier das Gefühl, plötzlich in einer Kleinstadt zu sein. Keine Wolkenkratzer mehr, jedenfalls nicht in Ufernähe, kein Straßenlärm (sonntags), lauter kleine Häuser mit hübschen Vorgärten. Idyllisch. Dort haben wir dann auch zum ersten Mal einen dieser Dogparks gesehen. Dieses abgegrenzte Areal, in das die Hunde hineingeführt werden, damit sie dort ohne Leine für eine gewisse Zeit „spielen“ dürfen. Ganz ehrlich, nichts für mich als Tierfreund. Wer in New York leben will oder muss, sollte das ohne Hund tun.

Der Spaziergang über die Brooklyn Bridge war ein Highlight. Ganz und gar beeindruckend. Das Bauwerk als solches und dann permanent die Skyline von Manhattan vor Augen. Das hat was. Außerdem kam die Sonne mehr und mehr durch, was will Mensch mehr. Strikt beherzigen sollte man den Hinweis, als Fußgänger NICHT auf den Radweg zu treten. Die Jungs und Mädels sind enorm schnell unterwegs.

Zurück in Downtown Manhattan fahren wir mit der U-Bahn wieder bis Pen-Station und bummelten ein wenig durch den Garment Distrikt, in dem unser Hotel lag. Dieses Viertel rund um die 7.Avenue wird ja auch als Kleider- oder Modeviertel bezeichnet und es müsste doch mit dem Teufel von Prada zugehen, wenn's hier keine Klamotten zu kaufen gäbe. Selbst das alte ehrwürdige Macy's liegt direkt hier. Aber ich muss gestehen, von diesem Megakaufhaus war ich sehr enttäuscht. Ich habe zweimal in diesen Tagen versucht, mich a) innerhalb des Gebäudes zurecht zu finden und b) Klamotten zu finden, die mir entweder gefielen oder/und bezahlbar waren. Ich bin kläglich gescheitert. Wenn ich schon

viel Geld hinblättern soll, dann bitte nicht für Stücke, die aussehen, als wären sie von einem indischen Laster gefallen.

Weitaus erbaulicher war da schon der Besuch im weltberühmten B & H. Wie, meine Damen, kennen Sie nicht? Wissenslücke? Macht nichts, solange Ihr Mann weiß, was das ist. Dieses Kaufhaus für Fotooptik und sonstige Elektronik wirbt damit, eines der größten weltweit zu sein. Und ja, es ist groß. Und irre. Auf zwei Etagen gibt es alles, aber auch wirklich alles, was das Großer-braver-Junge-Herz begehrt. Computer, Kameras, Laptops, Soundlandschaften, Fernseher. Und überall selig lächelnde Männer. Mädels, wenn ihr ganz in Ruhe und allein shoppen gehen wollt, das B&H ist quasi das Smaland (Ikea) von New York. Gebt eure Männer in treu sorgende Hände ab. Sie wollen ja doch alle nur spielen. Gewöhnungsbedürftig ist ein quietschendes Geräusch, das einen umfängt, sobald man diesen Laden betritt und von dem man eine Weile braucht, bis man es orten kann. Hoch über den Köpfen der Kundschaft und der unzähligen Angestellten, die übrigens zum allergrößten Teil orthodoxe Juden sind, befinden sich Rollbänder. Ein Geflecht, ach was, ein Gewirr wie die Gepäcksortierung am Frankfurter Flughafen. Auf diesen Rollbändern scheppern Kisten durch das Halbdunkel, in denen Ware transportiert wird. Also die Dinge, die die Kunden gekauft und bezahlt, aber bis dahin noch nicht in Händen gehalten haben. Denn erst nach dem üblichen Ritsch mit der üblichen Kreditkarte plumpst der Artikel in so eine Kiste und rattert dann über die Kundschaft hinweg zur Ausgabe kurz vor dem Ausgang. Ich glaube, der Geräuschpegel ist gewollt. Denn er mahnt praktisch die Unentschlossenen zu einer Entscheidung. „Komm schon! Schau her! Andere haben auch etwas gekauft! Nur du nicht! Noch nicht!“

Vom B & H, das ebenfalls an der 33. St. liegt, sind wir zu Fuß bis zum Times Square gepilgert. Das ist zwar wiederum eine ordentliche Strecke, der liegt nämlich an der 42. Aber, der Weg lohnt sich. Unterwegs haben wir die riesige Bibliothek gesehen, ich war sogar kurz drin, dann den Briant Park, die 5. Avenue haben wir gekreuzt usw. Das schöne bei so einem Bummel über das New Yorker Schachbrett ist ja, dass man sich quasi an jeder Ecke neu entscheiden kann, einmal rechts und dann wieder links abzubiegen, im Groben behält man die Richtung bei.

Natürlich sind wir auf die Art auch zur Grand Central Station gekommen. Ein absolutes Muss auf unserer Wanderung. Von diesem Bahnhof aus kann man

nicht nur in alle Himmelsrichtungen verreisen, sondern auch durch die Zeit. Ganz einfach und stressfrei. In der Haupthalle finden sich so knuffige altmodische Fahrkartenschalter. Solche mit Messinggitter und kleinen Lampen oben drüber. Außerdem eine wunderschöne alte Uhr, im Kellergeschoss haben wir die Podeste der Schuhputzer gesehen und natürlich nicht zu vergessen, der Sternenhimmel in der Haupthalle. Da blinken tatsächlich Sternbilder vom smaragdgrünen Himmel. Smaragdgrün? Ein Himmel ist doch blau, oder wenigstens grau wie in Deutschland. Nein, in New York darf der Himmel auch mal smaragdgrün sein.

Nach diesem Augenschmaus haben wir uns dann mit schon ziemlich breit gelatschten Füßen und zusammen gebissenen Zähnen bis zum Times Square geschleppt. Irrsinn hoch zehn! Also, dieser Platz. Ist es ja nicht. Eigentlich ist es ein Dreieck aus mehreren Straßen auf halber Strecke zwischen Wall Street und Central Park. Aber er wirkt erst so richtig spektakulär nach Sonnenuntergang. Deshalb sind wir nach einem Abendessen im Diner noch einmal hin. Tja, viel kann ich nicht sagen, dazu fehlen selbst mir die Worte. Ich empfehle Ihnen, den Times Square ganz einfach selbst zu besuchen. Kommen Sie und staunen Sie.

...Fortsetzung folgt

## **New York für Anfänger, Teil 2**

Raten Sie mal, wer nach diesem Wandertag durch die Hauptstadt der Welt am nächsten Morgen Muskelkater in den Waden hatte. Genau. Das kam in erster Linie durch die sehr bequemen Schuhe, die ich den ganzen Tag trug. Flach und mit etwas gedämpfter Sohle. Ich wollte meinen Füßen eben was Gutes tun, denn sonst sitzen wir eher alle zusammen im Auto. Aber genau diese flachen Schuhe haben offenbar Muskelpartien in meinen Unterschenkeln beansprucht, die bisher lediglich im Stand by lebten. Nun ja.

Heute war nun der große Tag, an dem wir unser Schiff zum ersten Mal sehen und in Beschlag nehmen durften. Offizielle Zeit zum Auslaufen war 17.00 Uhr, wir hatten uns ein Shuttle für 11.00 Uhr zum Hotel bestellt. Da wir immer noch mit

dem Jetlag kämpften und bereits wieder kurz nach sieben munter und hungrig im Bett lagen, gönnten wir uns ein weiteres zeitiges Frühstück im Diner.

Danach entschlossen wir uns, noch auf einen „Sprung“ bis zur Wall Street zu fahren, denn die hatten wir gestern nicht mehr geschafft. Aber Ground Zero gehört nun mal dazu. Was wir bei unserem tollkühnen Plan völlig außer acht gelassen hatten – der Wochentag. Es war Montag. Und an einem Montag sieht es in der U-Bahn völlig anders aus, als an einem Sonntag. So was von völlig. Plötzlich mussten wir schon am Fahrkartenautomaten Schlange stehen. Ich empfehle übrigens allen Kurzbesuchern in NY trotzdem eine Metrocard zu kaufen. Das ist eine Art Prepaid Karte, die man beliebig aufladen und dann am Durchgang einfach entwerten kann, ohne sich für jede einzelne Fahrt ein neues Ticket kaufen zu müssen. Denn jede einzelne Fahrt kostet 2,50 \$, und Zeit, und man braucht kleine Scheine oder Münzen.

Wir also hinab in die Stadt unter der Stadt und mitten hinein ins Gewühl. Ja, hier leben tatsächlich ein paar mehr Menschen als zwei oder drei Millionen.

Trotzdem haben wir alles geschafft. Bei strahlendem Sonnenschein sind wir zwischen den massiven Panzersperren und den vielen Sicherheitskräften hindurch, die Wall Street entlang. Natürlich sind hier auch viele Touristen, aber an einem normalen Montag kann man deutlich mehr Einheimische besichtigen. Sehr interessant. Zum Ground Zero sind wir auch noch gelaufen und haben die Atmosphäre einfach auf uns wirken lassen. Jedem gehen an diesem Platz der Erde ganz eigene Gedanken durch den Kopf, und dabei sollte man es auch belassen.

Nach diesem Kurztrip ging es direkt zum Hotel, die Koffer aus dem Zimmer geholt, das Shuttle wartete bereits. Mit Fahrer. Heute weiß ich, dass er der erste in einer langen Reihe in diesem Urlaub gewesen ist. Er versenkte unsere riesigen Koffer wie Spielzeug im Heck des Lincoln, dann nahmen wir auf der Rückbank Platz und mussten laut sprechen, damit er uns vorn verstand. Ungewohnt. Aber ein sehr netter Fahrer. Nach einer knappen halben Stunde setzte er uns direkt am Hafen ab und dann begann die Kreuzfahrt.

Auf unserer Liste der „unbedingt besichtigen“- Orte in NY war nur das Rockefeller Center und damit der Top-of-the-Rock offen geblieben.

Doch uns blieb ja der Tag der Rückkehr mit unserem Schiff. Am letzten Samstag unserer Reise kehrten wir mit der Silhouette um 8.00 Uhr morgens zurück nach

Cape Bayonne. Manhattan bei Sonnenaufgang zu genießen, das empfehle ich allen. Großartig.

Kurz vor neun saßen wir schon im Bus, der uns zum Flughafen von Newark brachte. Das ist ja ein sehr kurzer Weg und wir alle freuten uns darauf, noch so viel Zeit in New York zur Verfügung zu haben. Nur schnell die Koffer abgeben und los....

Koffer abgeben? Hä? Die Servicemitarbeiter im Flughafen konnten nichts so recht mit unserer Frage anfangen. Natürlich kann man die Koffer abgeben. Beim Checkin. Nachmittags, gegen 17.00 Uhr sollten die öffnen. Ja, nee, ist klar. Deshalb warten wir jetzt hier sieben Stunde untätig auf einem, sagen wir mal durchschnittlich hübschen Flughafen? Unsinn!

Es fand sich nach einigem Suchen doch so etwas wie eine Gepäckaufbewahrung. Dazu mussten wir aber das Terminal wechseln. Mit unserem Koffern also ab in den kostenlosen Airtrain. Der pendelt im Minutentakt zwischen allen drei Terminals. Unsere Flüge sollten ab Terminal B gehen, die Gepäckaufbewahrung ist in Terminal C. Und zwar, jetzt wird's kompliziert: Sie müssen hinunter in den Bereich gehen, wo die Gepäckbänder der ankommenden Flüge sind. Ja, da darf jeder hin. Einfach mit der Rolltreppe ins unterste Geschoss fahren. Dort laufen Sie ganz nach links, zwischen Band 1 und Band 2. Dort gibt es einen kleinen, unscheinbaren Schalter, eigentlich ist es nur ein Stuhl mit etwas Blech drum herum. Man erkennt es nur, weil da eine Säule steht und sonst nichts. Dort flitzt ein fleißiger junger Mann hin und her, schwer genervt, aber emsig. Dem vertraut man sein Gepäck gegen eine Quittung an, verabredet einen Zeitpunkt, wann es wieder geholt wird und ist alle Sorgen los. Fast. Die Koffer dürfen nicht schwerer als die ohnehin erlaubten 23 kg sein, was er mittels einfachem Anheben (einarmig) akkurat prüft. Und er nimmt keine elektronischen Geräte entgegen. Weder in den Koffern noch sonst wie. Also Fotoausrüstung, Laptops etc. bitte mitnehmen. Wenn man wieder zurückkommt, bezahlt man für den ersten Koffer 10\$, und für jeden weiteren 5\$. Okay, das ist ein bisschen umständlich, aber Dank des Airtrains geht es. Und immer noch besser, als die Koffer den ganzen Tag zu bewachen oder gar mitzuschleppen. Ich glaube, es ist eine brauchbare Alternative für alle, die sich nicht um ein extra Tageszimmer in einem Hotel kümmern wollen.

Wir haben uns jedenfalls nach der erfolgreichen Übergabe in den Amtrak gesetzt, einer der vielen Vorortzüge, die direkt nach Manhattan, Pen-Station fahren, und waren von grün-weiß verkleideten Menschen umgeben. Nein, keine Umweltschützer. Sankt-Patricks-Day! Juchuuhhh! Und wir mitten drin! Nein, so eine Freude. Eigentlich. Kurz nach elf Uhr schlug der erste betrunkene Teenager hinter Olaf auf den Boden des Zuges. Da waren wir einige Minuten lang irritiert. Aber er stand mittels beherzter Hilfe der Mitreisenden wieder auf und zog fröhlich von dannen.

Okay, wir konnten es nicht mehr ändern. Skt. Patricks Day in NY und wir wollten ausgerechnet zum Rockefeller Center. Vielleicht, so unsere vage Hoffnung, haben die anderen, die Millionen ja was anderes vor? Keine Ahnung. Fakt war, sie wollten alle IRGENDWOHIN und dieses irgendwohin nahm seinen Anfang wohl immer in der Pen-Station. Die gute, uns schon so vertraute Pen-Station, die wir bei unserer ersten Stippvisite vor zwei Wochen als einen Ort der Orientierung und des Fortkommens kennen gelernt hatten. Nun ja, fortkommen wollten wir auch jetzt. Am besten schnell. Aber wie denn, wenn zur gleichen Zeit tausende von Menschen in die gleiche *und* in die andere Richtung wollen?

Trotzdem haben wir es geschafft und waren froh, nach einer gefühlten Ewigkeit wieder ans Tageslicht zu kommen.

Auf unserem Weg in Richtung Norden entdeckten wir zunächst die Manhattan Mall an der 32./Ecke 7. Avenue. Ein recht normal wirkendes Einkaufszentrum, aber siehe da, hier fanden wir plötzlich das Shoppingparadies, nach dem wir vor zwei Wochen vergeblich Ausschau gehalten hatten. Im Kellergeschoss lagen sie endlich. Die Berge von Jeans aller Marken und Hersteller. Hier verbrachten wir die nächste Stunde und wühlten uns durch meterlange Regale. Doch die Mühe lohnte sich.

Als wir mit unserer Beute wieder auftauchten, blieb uns immer noch genug Zeit für das Rockefeller-Center. Dorthin sind wir zu Fuß gelangt. Der Weg von der 32. bis zur 46. Straße war zwar lang, aber abwechslungsreich und bunt. In die U-Bahn wollten wir so schnell nicht mehr. Außerdem haben wir so noch viele fröhliche Feiertagsbesucher gesehen und bestaunt. Viele Querstraßen waren gesperrt, aus allen Richtungen strömten die Busse mit den Paradedeilnehmern in Richtung Times Square, in den Parks und Brunnen zu Füßen der Wolkenkratzer trafen sich Schaulustige und Partygänger und alle, alle waren gut drauf. Kein

Wunder, die Sonne schien, die Mädels drückten ihren Begleitern lästige Jacken und Sweatshirts in die Hand und zeigten Hautpartien, die nach dem langen Winter noch lieblich weiß schimmerten.

Am Rockefellercenter fanden wir den richtigen Eingang und dann auch die diversen Aufzüge, um zum Top Of the Rocks zu kommen. War ganz leicht. Einfach den anderen Höhensüchtigen hinterher. Es bildeten sich zwar kaum lange Schlangen vor der Sicherheitskontrolle oder dem obligatorischen Eintrittskartenverkauf, aber wir waren definitiv

nicht allein. Und das, obwohl der Zutritt zu einem der schönsten Aussichtspunkte der Metropole am Central Park pro Person 25\$ kostete. Heftig.

Oben angekommen vergisst man das aber ganz schnell. Was für ein Panorama! Was sicher noch mehr zu genießen gewesen wäre, wenn es nicht so dunstig gewesen wäre, aber man kann nicht alles haben. Dort wo die Fahrstühle die vielen Besucher ausspucken, ist man allerdings noch nicht ganz oben. Wer will, kann noch zwei weitere Etagen zu Fuß erklimmen, ebenfalls jeweils mit umlaufender Terrasse. Es sind nur wenige Treppen, das schaffen Sie. Der Blick ist einfach unvergesslich und unvergleichlich. Alle Wolkenkratzer sind plötzlich gar keine mehr. Entweder weil sie weit genug weg stehen, um maximal ebenbürtig zu sein, oder weil sie tatsächlich kleiner sind. Immerhin bewegten wir uns auf der 67. Etage und darüber. Grandios klingt abgedroschen, aber es trifft. Nach einer Weile stummen Staunens haben wir sogar unser Schiff, die Celebrity Silhouette in der Ferne entdeckt. Ein letzter Gruß.

Rundum zufrieden verließen wir den Top Of the Rocks, nicht ohne auch noch die berühmteste Eisfläche der Welt zu bestaunen, und trollten uns.

Mit U-Bahn und Vorortzug zurück zum Flughafen, den Gepäckmarathon in umgekehrter Richtung, Check in, Körperscanner – alles Anzeichen, dass unser Urlaub seinem Ende entgegen strebte.

Pünktlich hob unsere Maschine vom abendlichen Newark ab und trug uns fort.

## **Fazit**

Die Reise war beeindruckend und hat uns ganz neue Horizonte eröffnet. Wir waren mit den Erlebnissen, mit dem Service und dem Schiff, der Route und dem



Zeitraum mehr als nur zufrieden. Eine Balkonkabine würden wir jederzeit wieder buchen.

Wir werden sich wieder Kreuzfahrten machen, allerdings legen wir es nicht darauf an, deshalb noch einmal über den großen Teich zu fliegen. Vielleicht genügen uns als nächstes eine Nordlandtour, oder die britischen Inseln. Aber wer weiß. Ich sage niemals nie. Und mein Mann hat es ganz einfach auf den Punkt gebracht: „Das hängt einzig davon ab, was du als nächstes gewinnst, mein Schatz.“

Und das ist schließlich auch die Erklärung dafür, warum wir statt in Norwegen in New York gelandet sind. Ich hatte diese Kreuzfahrt bei einem simplen Gewinnspiel auf der Homepage der Reederei gewonnen. Wie ich auf diese Seite gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich durch die Reisevorbereitungen für die Hurtigruten. Ich recherchiere ja immer gern. Und als ich die Gewinnbenachrichtigung erhielt, musste ich auch erstmal nachfragen, was ich denn eigentlich geschrieben hatte ...